

Jennifer Benkau  
SOULSISTER




Jennifer Benkau

# SOUL SISTER



Der Verlag weist ausdrücklich darauf hin, dass im Text enthaltene externe Links vom Verlag nur bis zum Zeitpunkt der Buchveröffentlichung eingesehen werden konnten. Auf spätere Veränderungen hat der Verlag keinerlei Einfluss. Eine Haftung des Verlags ist daher ausgeschlossen.

 Dieses Buch ist auch als E-Book erhältlich.



Verlagsgruppe Random House FSC® N001967

1. Auflage 2017

© 2017 cbj Kinder- und Jugendbuch Verlag  
in der Verlagsgruppe Random House GmbH,  
Neumarkter Str. 28, 81673 München

Alle Rechte vorbehalten

Text © 2017 Jennifer Benkau

Dieses Werk wurde vermittelt durch die Literarische Agentur  
Thomas Schlück GmbH, 30827 Garbsen

Umschlaggestaltung: \*zeichenpool, München,  
unter Verwendung eines Bildes von Shutterstock.com (Aleshyn\_Andrei)

kk · Herstellung: AJ

Satz: Uhl + Massopust, Aalen

Druck: CPI books GmbH, Leck

ISBN: 978-3-570-17405-0

Printed in Germany

[www.cbj-verlag.de](http://www.cbj-verlag.de)

**Du findest uns auch auf Instagram @hey\_reader**

# PROLOG

»Ich sehe aus wie ... eine Prostituierte.«

Moment, sagt Polly gedehnt. *Mein liebes Schwesterherz. Willst du damit etwa sagen, das Kleid wäre nuttig? Hey, das ist mein Lieblingskleid!*

Ich lasse den Blick an meinem Ich im Spiegel herabgleiten. Das Kleid geht gar nicht! Es ist keinesfalls hässlich – das nicht. Polly hat nichts Hässliches im Schrank, ihr Geschmack ist erstklassig. Das tiefe Blau passt eigentlich zu meinen walnussbraunen Haaren. Genau genommen ist es auch weder zu kurz noch zu eng. Es passt hervorragend und lässt meine Beine noch länger wirken, als sie ohnehin sind. Das da im Spiegel – dieses große Mädchen mit der welligen Mähne – bin bloß überhaupt nicht ich. »Dir stand es halt, im Gegensatz zu mir.«

Geht's noch? Pollys Erheiterung tanzt durch den ganzen Raum und macht ihn heller. *Erst sagst du, mein Kleid wäre nuttig, und dann noch, dass es mir stand?*

»Du weißt, wie ich das meine. Es ist so ...«

*Sexy.*

Ja. Ja, Polly hat recht. Das Kleid ist sexy. Aber ich ... ich bin es nicht.

»Es sieht aus wie eine Verkleidung. Als ob die kleine Schwester heimlich die Sachen der großen trägt.«

Von heimlich kann ja nun keine Rede sein.

Ich seufze. Polly versucht seit Wochen, mich dazu zu bewegen, ihre schicken Kleider zu tragen. Ich soll wieder feiern gehen, ich soll Spaß haben. Und ich soll ihre Songs singen. Doch dieses Leben, das in ihrem Windschatten so einfach war, scheint mir nicht mehr zu passen. Es ist wie ein Kleid, dieses Leben, ein viel zu großes Kleid, das ständig von meinen Schultern zu rutschen droht und mich nackt zurücklässt.

Hey, sagt Polly leise. Nur Mut, Süße. Ich bin doch bei dir.

Ich muss lächeln. Leider mache ich den dummen Fehler, in den Spiegel zu lächeln. Und dort sehe ich, was ich so manches Mal für einen kurzen Moment vergesse.

Ich bin allein.

# KAPITEL 1

Obwohl die Sonne scheint, ist der Wind so kalt, dass meine Augen tränen. Ich habe versucht, die Haare mit meinem Halstuch zu fixieren, sodass mir die Strähnen nicht ständig im Gesicht hängen, aber die Böen wehen den Stoff immer wieder hoch und dann huscht die Kälte vom Kragen her in meine Kleider. Lange werde ich nicht mehr am Rheinufer bleiben, dafür habe ich mich einfach zu dünn angezogen.

Ich werfe den Ball ein letztes Mal, und Mister Boo jagt mit fliegenden Ohren los und überschlägt sich fast, als er sein Lieblingsspielzeug endlich gefangen hat. Nicht weniger langsam kommt er zu mir zurückgerannt. Eine Frau mit einem jungen Labrador an der Leine, die uns seit einer Weile beobachtet hat, kommt näher.

»Respekt«, sagt sie, als sie nah genug ist, um nicht mehr brüllen zu müssen. »Ich habe mal gehört, dass es so gut wie unmöglich ist, einem Beagle das Apportieren beizubringen. Aber deiner macht das toll. Du kannst stolz sein.«

»Es hat ziemlich lange gedauert«, gebe ich zu, nehme Mister Boo den nassgesabberten Ball ab und lasse ihn in die

Plastiktüte in meiner Tasche fallen. Auf mein Handzeichen setzt Mister Boo sich brav hin und ich reiche ihm einen Käsewürfel – sein Lieblingsleckerli. »Beagle sind ziemlich stur und machen nichts, was sie nicht selbst gut finden. Aber wenn man Geduld hat und sie motiviert, dann können sie alles lernen.«

Ich warte, bis die Frau ihren Hund abgeleint hat, dann erlaube ich Mister Boo, aufzustehen und mit dem Labrador zu spielen. Sein Frauchen und ich sehen ihnen beim Herumtollen zu. Wir wechseln noch einige Worte über unsere Hunde, dann mache ich mich langsam auf den Heimweg. Ja, ich kann wirklich stolz sein. Vor einem Jahr konnte ich Mister Boo am Rheinufer, im Wald oder im Park nicht einmal einen Moment lang von der Leine lassen. Bei der ersten Kaninchenspur war er auf und davon und scherte sich weder um mein säuselndes Locken noch um die Verwünschungen, die ich hinter ihm herbrüllte. Er reagierte nicht einmal, als ich ihm einmal aus lauter Verzweiflung ein halbes Pfund Fleischwurst nachwarf. Er lief nie richtig fort, so war es nicht. Aber er kam eben erst dann zurück, wenn er es für angebracht hielt. Damals, als er noch Pollys Hund war, hat es mich amüsiert, wie ausgesprochen stur dieser Hund war. Er war genau wie Polly. Selbstbewusst und eigenständig – die beiden machten immer, was sie wollten. Doch nachdem Mister Boo ohne jede Vorwarnung von einem auf den anderen Tag plötzlich mir gehörte, begann ich, mir Sorgen zu machen, ihm könnte etwas passieren. Genau wie Polly.

Zuerst ließ ich ihn gar nicht mehr frei laufen. Konsequenter Leinenknast – er hatte es so gewollt! Doch damit



waren wir beide nicht glücklich. So steckte ich mir ein Ziel: Ich wollte ihn frei herumlaufen lassen und jederzeit zu mir rufen können. Es wurde mir erst viel später klar, aber die Verantwortung für Mister Boo und mein ehrgeiziger Plan waren in den ersten Monaten nach Pollys Tod meine Rettung. Die Notwendigkeit, mit dem Hund zu trainieren, war eine Zeit lang das Einzige, was mich dazu bewegt hatte, morgens aufzustehen und abends schlafen zu gehen, zu essen und zu trinken und weiterzuatmen.

Polly war so plötzlich aus dem Leben gerissen worden und hinterließ keine letzten Wünsche. Es gab kein Wort auf dem Sterbebett und nichts, um das sie jemanden hätte bitten können. Nur in dieser einen Sache war ich mir absolut sicher: Polly hätte gewollt, dass ich mich um ihren geliebten Hund kümmere, als wäre es meiner. Also gab ich mein Bestes und tue es weiterhin.

Ich hänge mir die Leine um, ziehe mein Halstuch ein weiteres Mal straff und reibe meine Oberarme. »Schnell jetzt, Mister Boo«, flüstere ich gegen den Wind. »Gleich ist die Sonne hinter den Bäumen und dann wird es noch kälter.«

Den Hund scheint das nicht zu stören. Sein dreifarbiges Fell ist kurz und seidig, und unter seinem Bauch schimmert die rosafarbene Haut durch, aber selbst bei Eisregen oder Schneetreiben im Winter tollt er vergnügt herum. Hund müsste man sein. Ich friere ständig. Polly hatte sich auch regelmäßig darüber gewundert.

Als letzten Herbst die ersten eiskalten Tage auf der Lauer lagen und ich versuchte, mich für den Winter zu wappnen – den ersten Winter ohne die Wärme meiner großen Schwester –, hatte ich Angst gehabt, ihn nicht zu überleben.

Immer wieder überkam mich die Gewissheit, dass ich mich mit dicken Jacken, heißen Bädern und einer Wärmflasche gegen das frostige Wetter rüsten konnte, aber der Kälte in meinem Herzen nichts entgegenzusetzen hatte. Ich sah mich von innen heraus erfrieren, langsam und chancenlos.

Und dann passierte das, was ich nie in Betracht gezogen hatte, weil es vollkommen unmöglich war.

Polly kehrte zu mir zurück.

Zunächst hatte ich geglaubt, den Verstand zu verlieren und verrückt zu werden. Meine Eltern dachten dasselbe und ich lernte, Geheimnisse zu bewahren. Polly wurde zu einem Schatz in meinem Inneren, den ich mit niemandem mehr teile.

Mister Boo besteht darauf, einen Grasbüschel aus allen Perspektiven sorgsam zu beschnüffeln. Langsam werde ich ungeduldig.

»Hundezeitung, ja? Schön für dich, aber musst du dich jetzt hier festlesen?«

Es ist noch ein ganzes Stück bis zur Bushaltestelle und der Wind wird immer unangenehmer. Ich wundere mich über die Gruppe von Joggern, die am Ufer entlanglaufen. Sie tragen nur T-Shirts und kurze Hosen. Allein vom Anblick wird mir noch kälter. Sie sind ein ganzes Stück entfernt und traben am Ufer auf und ab. Aber ich muss in ihre Richtung, also rufe ich Mister Boo bei Fuß, damit er nicht auf die Idee kommt, ihnen nachzurennen.

Wir lassen den Strandabschnitt hinter uns und gehen am Kai entlang, wo einige kleine Boote an rostigen Ringen vertäut sind. Während die Sonne hinter den Bäumen verschwindet, verfärbt sich das Wasser. Aus dem blauen Glit-

zern wird ein trübes Grau, das die Frachtschiffe schaumig aufwühlen, wenn sie vorbeiziehen. Wellen treiben herum, und wenn sie gegen die Ufermauer schlagen, spritzt es manchmal bis zu meinen Knien. Ich spüre, wie sich mit dem schwindenden Licht auch meine Stimmung verdunkelt. Das schwarze Loch in meiner Brust ist immer da, seit meine Schwester tot ist, aber meist gelingt es mir inzwischen, es klein und ungefährlich zu halten. Heute spüre ich es wieder pulsieren und dabei größer und größer werden. Ich will mit meinem üblichen Trick dagegen kämpfen, indem ich leise vor mich hin singe, aber fatalerweise kommen mir nur schwermütige Lieder in den Sinn. Schließlich ist das Pippi-Langstrumpf-Lied das einzige, was mir einfällt. Ich murmele den Text vor mich hin, soweit ich ihn kenne, er kommt mir wie zynischer Spott gegen mich selbst vor. Als Kind hatte ich Angst vor Pippi Langstrumpf, weil sie so stark war. Ich hatte immer gehofft, das Polly einen anderen Film auswählte, wenn wir fernsehen durften.

Mister Boo und ich erreichen die Wiese, die wir überqueren müssen, um zur Bushaltestelle zu kommen. Am anderen Ende dieser Wiese spielen einige junge Männer Fußball, es sind dieselben, die ich eben joggen gesehen habe; vermutlich war das ihr Aufwärmtraining. Ich sehe nicht genau hin, will gar nicht wissen, ob auch Frauen oder Mädchen mitspielen.

Polly hat auch Fußball gespielt.

Es sind diese kleinen Augenblicke, die mir kurz das Herz stehen bleiben lassen, so sehr vermisse ich sie. Mit ihr zu reden, ist eben doch nicht dasselbe, wie sie zu umarmen oder den Schalk in ihren blauen Augen blitzen zu sehen.

Ich gehe weiter und versuche, das Pippi-Langstrumpf-Lied zu pfeifen, doch meine Lippen sind vom kalten Wind zu trocken. Plötzlich höre ich die Fußballspieler dicht hinter mir grölen und lachen. Ein Bellen antwortet ihnen. Erschrocken fahre ich herum und rufe schrill nach Mister Boo, der zwischen den Spielern dem Ball nachjagt.

Oh nein, ich habe nicht aufgepasst! Ich habe nicht einmal bemerkt, dass er nicht mehr neben mir hertrötet. Wie konnte mir das passieren?

Ich rufe erneut, aber Mister Boo ignoriert mich, vielleicht kann er mich nicht hören. Er wetzt hinter dem Ball her, wenn die Männer Pässe spielen. Hat jemand den Ball am Fuß, bellt Mister Boo auffordernd. Mein Rufen geht im Gelächter unter. Wieder schießt jemand den Ball über die Hälfte der Wiese. Mehrere Spieler jagen ihm nach – Mister Boo rennt zwischen ihnen. Ich habe Angst, dass sie über ihn stolpern und er verletzt wird, und schreie: »Aufhören, Stopp!«, so laut ich kann. »Mister Boo! Boo! Hierher. HIER!«

Ein Spieler schießt, sein Schuh kommt der Schnauze meines Hundes so nah, dass ich die Augen zupresse. Ich höre kein Jaulen, und als ich wieder hinsehe, flitzt Mister Boo schon wieder hinter dem Fußball her. Seine Schlappohren schlagen auf und nieder, als wolle er abheben. In seiner wilden Jagd auf den Ball nimmt er mein Rufen gar nicht wahr. Die Gefahr, die von den Füßen der weiterkickenden Spieler ausgeht, versteht er nicht. Ein Spieler winkt und gestikuliert mit den Armen, ich höre ihn »Stopp!« rufen, aber die anderen und mein Hund sind zu weit entfernt und bemerken ihn nicht. Ich muss Mister Boo unter Kontrolle bringen, bevor ihm noch etwas passiert.

Der Ball kommt in meine Richtung geflogen. Ich renne ihm entgegen, denn wenn ich den Ball stoppen kann, habe ich Mister Boo. Wäre ich doch etwas geschickter beim Fangen! Meine Fingerspitzen berühren den Fußball, aber der Schuss hat eine solche Wucht, dass der Ball nur aufprallt und mir sofort wieder entgleitet. Verdammt, das hat wehgetan! Ein Schatten taucht neben mir auf. Ich achte nur auf Mister Boo, der gleich nah genug ist, dass ich ihn packen könnte. Ich werfe mich nach vorn. Im gleichen Moment hat der Spieler, der neben mir aufgetaucht ist und den Ball abgefangen hat, die gleiche Idee. Unsere Blicke treffen sich für einen kurzen, schreckensstarrten Moment, als wir begreifen, dass keiner von uns mehr bremsen kann. Ich sehe dunkle Augen, fast schwarz, für einen Moment, der sich unwirklich und viel zu lange anfühlt. Etwas Licht streift ein Gesicht, und ich erkenne, dass diese Augen nicht schwarz, sondern blau sind. Dunkelstes Blau. Keinen Sekundenbruchteil später knallen wir zusammen. Ich bekomme einen Schlag vor die Stirn, vor die Brust, dann gegen die Hüfte, plötzlich wieder gegen den Hinterkopf.

Was ist passiert? Mister Boo bellt ganz laut und aufgeregt.

Alles dreht sich. Ich habe das Gefühl zu fallen.

Versuche, mich festzuhalten.

Weiß nicht mehr, wo unten ist. Weiß nicht mehr, wo oben ist.

Oder wo ich bin.

Mister Boos Bellen wird leiser. Ich will mich nach ihm umsehen, aber alles wird schwarz.

## KAPITEL 2

»Bist du in Ordnung? He? Alles okay?«

Ihre Stimme lässt mir vor lauter Vermissten fast das Herz implodieren. Aber jetzt ist mir, als würde ich sie fühlen. Ja, sie hält mich an den Schultern – kein Zweifel! »Polly?« Kann es denn möglich sein? Ich öffne die Augen und mir zerspringt fast die Brust, so doll schlägt mein Herz. Ich sehe sie. Ich spüre sie. Sie umarmt mich fest und die Welt ist schön.

Polly lächelt mich an. Es ist dieses selbstbewusste Lächeln, das sie nie unterdrücken konnte, wenn wir unterschiedlicher Meinung waren und sie schon wusste, dass sie am Ende recht behalten würde.

»Wie ... wie kannst du ... Du bist da, ich kann dich sehen. Ich verstehe nicht. Wo bin ich?«

Ist egal, antwortet Polly. Sie trägt dieses silberne Glitzer-*top*, wie an dem Abend, an dem sie sich verabschiedet hatte und nie zurückgekommen ist. Es ist vollkommen unverseht und kein Blut haftet daran. *Alles ist gut. Mach dir keine Sorgen.*

Ich kann kaum glauben, dass sie da ist. Es tut so gut, dass ich weinen möchte, aber es kommen keine Tränen. »Ich bin so froh, dass du da bist.«

Du kennst mich doch, sagt Polly sanft und streicht über meine Wange. Würde ich dich je allein lassen?

Ich weiß es nicht. Ich kann nicht antworten.

Glaubst du, ich würde das tun? Dann sag ich dir mal was: Nein, das würde ich nie. Ich lass dich nie allein, hörst du? Aus ihrem Streicheln wird ein Täschneln. »Hörst du mich? Hey! Hörst du mich? Sag doch etwas. Bitte sag etwas.« Doch dann verrinnt ihre Stimme, wie Wasser in die Erde sickert, und ihr Bild löst sich auf.

# KAPITEL 3

»Nein!«, ist das erste Wort, was ich rausbekomme. Nein, Polly soll nicht verschwinden, sie soll bei mir bleiben!

»Ich glaube, wir rufen besser einen Krankenwagen«, höre ich eine männliche Stimme sagen. Dann fährt er näher an meinem Gesicht fort: »Hörst du mich? Hey. Bitte sag etwas.«

Was ist hier los? Ich versuche, mich aufzurappeln, aber irgendetwas hält mich.

»Sie ist mit dem Kopf aufgeschlagen«, behauptet jemand.

»Nee, Killian hat ihr eine Kopfnuss verpasst«, ein anderer.

»Killian hat ihr erst eine Kopfnuss verpasst und dann ist sie mit dem Kopf aufgeschlagen.«

»Besser, wir rufen einen Notarzt.«

Ich blinzele. Mehrere Jungs und Männer umringen mich, als ich sie anschau, lächeln sie erleichtert.

»Alles in Ordnung?«, fragt einer. Ich registriere, dass ich auf dem Boden sitze. Er kniet neben mir und hält mich



halbaufrecht in seinem Arm. Wie peinlich! Ich versuche, ein wenig Abstand zu schaffen, aber er lässt mich nicht los. Mein Herz schlägt immer noch von dem Traum, den ich in der Ohnmacht hatte.

»Ganz ruhig, mach schön langsam. Nicht, dass du wieder umkippst.«

»Weißt du, was passiert ist?«, fragt ein anderer. »Kannst du dich erinnern?«

Nur zu gut! Ich will in Ruhe darüber nachdenken, dass ich nicht nur Pollys Stimme gehört, sondern sie gesehen habe. Aber diese Typen lassen mich gar nicht in Ruhe.

Ein weiterer hält mir drei Finger vors Gesicht und will wissen, wie viele es sind. Noch einer klärt mich darüber auf, dass ich ohnmächtig war (ach, wirklich?) und dabei krudes Zeug gesprochen habe (oh nein!).

Ich schüttle den Kopf, um wieder klar zu werden. Das hätte ich besser gelassen, die schnellen Bewegungen jagen Pfeile in meine Stirn. Irgendwer drückt mir ein kaltes, nasses Tuch gegen die schmerzende Stelle. Mir rinnt Wasser in den Kragen und ich fange vor Kälte an zu schlottern. Ich kann nicht vergessen, was einer der Jungs eben gesagt hat. Sie wollen einen Krankenwagen rufen. Ich will mich nicht in ein Krankenhaus schaffen lassen, meine Eltern drehen doch vor Schreck durch, und was würde mit Mister Boo passieren, wenn ...

»Mein Hund!«, rufe ich erschrocken und richte mich auf, so weit ich kann. Wie hatte ich ihn vergessen können?

»Keine Sorge«, sagt der Typ, der mich festhält, und hilft mir, mich hinzusetzen. »Der ist gleich da vorne.«

Mister Boo wird von einem anderen Jungen an der Leine

gehalten. Er kümmert sich nicht weiter darum, dass sein Frauchen auf dem Boden liegt, sondern kaut hingebungsvoll den Fußball kaputt.

»Oje«, entfährt es mir, aber die Typen lachen nur.

»Ist nicht schlimm, ein bisschen Schwund ist immer.«

»Und es tut uns echt leid. Wir haben zu spät gemerkt, dass du nach ihm rufst.«

»Er war zu gut. Er sollte in unsere Stammelf.«

Der junge Mann – oder Junge, wie alt mag er sein? –, der mich im Arm gehalten hatte, schaut mich besorgt an.

»Geht es dir besser?«

Ich nicke vorsichtig. »Ich bin mit dir zusammengestoßen, oder?« Ich erkenne seine Augen sofort wieder. So dunkelblau, dass man einen Moment denkt, sie seien schwarz.

Er reibt sich über den Kiefer, wo eine Rötung vermuten lässt, dass meine Stirn ihn dort erwischte hatte. »Ja. Tut mir wirklich leid. Ich wollte den Hund für dich einfangen und hatte wohl den Tunnelblick. Ich hab dich erst gesehen, als es zu spät war.«

»Nicht schlimm. Ich hab ja auch bloß auf meinen Hund geachtet.«

Er grinst schief und deutet auf meine Stirn, wo die Haut bereits über einer Beule spannt. »Aber mich hat es nicht umgehauen.«

»Ist doch gar nichts passiert.«

Er zieht die Brauen zusammen. Er hat blondes Haar, an den Seiten kurz, oben länger. Die Spitzen sind rötlich gefärbt und fallen ihm in die Stirn. Seine dunklen Augen bilden einen merkwürdigen Kontrast zu den hellen Haaren. »Ich weiß nicht recht. Du warst einen Moment ohnmächtig

Wir sollten wirklich einen Krankenwagen rufen.« Er blickt einen seiner Kumpels auffordernd an.

»Nein!«, bestimme ich. »Das ist nicht nötig. Mir geht es schon wieder gut.«

»Aber du musst wenigstens zu einem Arzt gehen«, meint jemand. »Killians Dickschädel könnte man als Rammbock einsetzen und es hat schon ordentlich gekracht eben.«

Hinter mir lacht jemand. »Sorry, Leute, aber das ist zu komisch. Seit Wochen sagen wir Kill, er soll endlich mal wieder 'ne Frau aufs Kreuz legen. Und was macht er?«

»Killian nimmt so was zu wörtlich, weißt du doch.«

Der Junge, mit dem ich zusammengekracht bin, heißt also Killian. Ich weiß nicht, wem von uns beiden der Spott peinlicher ist. Er rückt etwas von mir ab und zwei andere helfen mir beim Aufstehen.

»Geht es?«, fragt er mich noch einmal. »Du siehst blass aus.«

Ich bin immer blass. Mir ist ein wenig schwindelig, aber nachdem ich einige Male ruhig durchgeatmet habe, wird es besser. Ich betaste die Beule an meiner Stirn. Der Typ hatte recht – dieser Killian hat einen Dickschädel, oder womöglich einen Kiefer aus Stahl. Mich wundert, dass der Zusammenprall ihm keinen Zahn herausgehauen hat.

»Es geht, es geht mir gut«, sage ich. »Ich kühle das zu Hause und nehme eine Aspirin, das wird schon reichen.«

Killian sieht nicht überzeugt aus. Um ihm zu demonstrieren, dass wirklich alles in Ordnung ist, marschiere ich zu dem Jungen, der Mister Boo an die Leine genommen hat, hocke mich hin, streichle den Hund und will mich wieder hochstemmen. Doch der Plan war zu ehrgeizig.

Diesmal ist es mein Hinterkopf, durch den ein stechender Schmerz jagt, der mir bis in den Nacken zieht. Ich jammere unweigerlich leise auf und kann mich nur mit Killians Hilfe wieder aufrichten. Selbst Mister Boo schaut mich ganz irritiert an.

»Okay«, entscheidet Killian. »Wenn du nicht ins Krankenhaus willst, dann fahre ich dich wenigstens zum Arzt. Mein Auto steht gleich da oben auf dem Parkplatz.«

»Ich will zu keinem Arzt«, erwidere ich genervt. Das Augenrollen war der entscheidende Hauch Bewegung zu viel. Im nächsten Moment muss ich mich an ihm festhalten, denn schon wieder dreht sich alles. Damit ist die Diskussion zu seinem Vorteil entschieden, und ich sehe ein, dass ich mich nun nur noch um Schadensbegrenzung bemühen kann. Er erklärt den anderen Jungs, dass er mich zum Arzt bringt. Die debattieren bereits darüber, wer einen zweiten Ball zum Weiterspielen holt. Beim Verabschieden erinnert jemand Killian daran, dass eine Gehirnerschütterung zu Übelkeit führen kann, und rät ihm, auf seine Sitze aufzupassen. Ich vergesse vor Peinlichkeit, dass mir schwindelig und eiskalt ist.

»Kannst du laufen, oder –«

»Natürlich!«, unterbreche ich ihn, halte mich aber vorsichtshalber an seinem Arm fest. Bei der Vorstellung, dass er mich hochhebt und wie im Film wegträgt, drohe ich vor Scham gleich noch mal ohnmächtig zu werden. Ich hoffe, dass ich es wirklich bis zu diesem Auto schaffe. Mein Kopf pocht technoartig. Ich hasse Techno. Wir gehen so langsam und vorsichtig über die Wiese, dass Mister Boo genervt an der Leine zieht.

»Mann«, sagt Killian betreten und reibt sich die Stirn.  
»Du glaubst nicht, wie unangenehm mir das ist, dich umgerannt zu haben. Das tut mir so leid.«

Ich weiß genau, was er meint, mir geht es nicht anders. Wir erreichen die geparkten Autos und mir wird erst recht übel. Denn Killian drückt auf die Fernbedienung seines Schlüssels, und das einzige Auto, das daraufhin mit den Blinkern zwinkert, ist ein nachtblauer Sportwagen. Killian öffnet die Beifahrertür und ich starre auf schwarzglänzende Ledersitze und einen Innenraum, in dem nicht ein einziger Fussel zu finden ist. Nicht mal im Fußraum!

»Steig ein«, sagt Killian.

Ich bewege keinen Fuß und straffe die Leine, sodass Mister Boo nicht ins Auto springen kann. »Mein Hund haart.«

»Das haben Hunde so an sich.«

»Und er sabbert beim Autofahren.«

»Tun die das nicht alle?« Killian geht um den Wagen herum und steigt auf der Fahrerseite ein.

»Manchmal kotzt er auch.«

Killian nimmt ein Handy aus dem Fach neben dem Schalthebel und steckt es in die Freisprechvorrichtung.  
»Also doch den Krankenwagen?«

»Ich ...« Ich darf nicht zu Fremden ins Auto steigen, hätte ich fast gesagt, aber mir fällt rechtzeitig ein, dass das klingt, als sei ich zwölf. Ich könnte natürlich auch meine Mutter anrufen und mich abholen lassen, als wäre ich zwölf, aber ... Nein! Es hat nach Pollys Unfall fast ein halbes Jahr gedauert, bis ich mich wieder allein frei bewegen durfte, und noch mal ein halbes, bis sie mir nicht ständig hinterhertelefonten, wo ich denn sei und was ich denn

täte und mit wem ich es täte und ob im Umkreis von einhundertzwanzig Kilometern auch nur die geringste Gefahr bestünde. Ich fantasiere ein wenig, stelle mir vor, wie ich zu diesem fremden, durchaus gut aussehenden Typen, der mich umgerannt hat, ins Auto steige und meinen Eltern abends beim Essen davon erzähle. Ob mein Hausarrest in drei Jahren vorbei wäre, oder würden sie mich über meine Volljährigkeit hinaus einsperren?

Irgendwas in mir muss darüber lachen und dieses Lachen erinnert mich schmerzhaft und wohltuend zugleich an Polly. Es ist, als klänge ein Echo ihrer Stimme durch meinen Kopf, ich bilde mir ein, sie am äußersten Rand meiner Wahrnehmung mitlachen zu hören. Und bevor dieser kurze Eindruck vorbeigeht, sitze ich bereits im Auto. Auf den Ledersitzen. Mit meiner Hose, die feucht und schmutzig ist, weil ich eben noch auf der Wiese gelegen habe. Mister Boo hinterlässt im Fußraum bräunliche Tapser. Hoffentlich bleibt er wenigstens im Fußraum.

Killian startet den Motor und leise Instrumentalmusik ertönt. Ich weiß auf Anhieb, dass es Filmmusik ist, aber der passende Film fällt mir nicht ein. Wir fahren vom Parkplatz und stoppen in der Einfahrt. »Wo genau darf's hingehen?«

Unser Hausarzt ist nur zwei Straßen von meinem Zuhause entfernt. Allerdings führt der kürzeste Weg in unseren Stadtteil nicht durch die Innenstadt, wo der Bus fährt, sondern über die Landstraße. Dort darf man ziemlich schnell fahren und dieser Wagen hier kann mit Sicherheit auch ziemlich schnell fahren.

»Ärztelhaus Röntgengasse«, murmele ich trotzdem, denn es hilft ja alles nichts. »Könntest du langsam fahren?«

»Klar. Sag Bescheid, wenn dir schlecht wird. Ich mach die Heizung an.« Er wirft mir einen kurzen Blick zu, bevor er anfährt, den Blinker antippt und links abbiegt. »Du zitterst.«

Das hatte ich gar nicht mehr wahrgenommen. Jetzt, da er es sagt, spüre ich sogar meine Zähne klappern. Einen Moment später bemerke ich, dass ich nicht nur auf Leder sitzen sitze, sondern auf *beheizbaren* Ledersitzen. Es wird sofort wohlig warm. Was mag dieser Killian beruflich machen, dass er sich in seinem Alter – er ist doch höchstens zwanzig – ein solches Spielzeug leisten kann? Oder fährt er vielleicht Papas Auto spazieren? Hoffentlich gibt das keinen Ärger, wenn er es mit einem schmutzigen Sitz zu Hause abliefern.

»Wie heißt du eigentlich?«, fragt er mich, den Blick auf die Straße gerichtet. Er hat die Wahrheit gesagt und fährt sogar langsamer als erlaubt. Ein Autofahrer hinter uns findet das weniger rücksichtsvoll, fährt sehr nah auf und zieht dann mit röhrendem Motor an uns vorbei. Ich muss die Luft anhalten und kann erst wieder sprechen, als der andere Wagen an uns vorbei ist. »Romy«, fiepse ich.

»Romy«, wiederholt er.

»Ja, wie Romy Schneider, du musst es nicht sagen.«

»Wollte ich nicht.« Er schaut kurz aufs Lenkrad runter, als hätte ich ihn beschämt, und blickt mich dann mit gesenktem Kopf wieder an. »Ich wollte sagen, dass das ein schöner Name ist.«

»Oh. Ähm ... danke.« Vielleicht liegt es an der Sitzheizung, dass mir plötzlich warm wird und das Blut heiß in die Wangen steigt. Womöglich aber auch an diesem Blick

aus Augen, deren Farbe an den Himmel vor einem Gewitter denken lässt.

»Das hier«, sage ich, um nicht verstört zu schweigen, »ist Mister Boo.«

»Ich heiße Killian, aber das weißt du vermutlich schon.«

Ja, seine Kumpels hatten es erwähnt. Er wirft mir ein kleines Lächeln zu, das wohl beruhigend wirken soll. Ohne sie wirklich zu hören, habe ich das Gefühl, Pollys Stimme im Ohr zu haben, wie sie spöttisch fragt, ob mir der junge Mann nicht bekannt vorkommt. Irgendwie schon. Meine Beule pocht, ich kühle sie mit der Rückseite meiner Finger. Ich habe ihn schon mal gesehen, kann mich aber nicht erinnern, wo. Auf meiner Schule war er nicht. Vielleicht auf Pollys?

»Warst du zufällig auf der Scholle?«, frage ich ihn.

Er zieht eine Augenbraue hoch. »Auf der was?«

»Auf der Geschwister-Scholl-Gesamtschule.« Aber er würde den Spitznamen der Schule kennen, wenn er da gewesen wäre.

»Nein, tut mir leid.«

Irre ich mich, oder versteckt er ein kleines Grinsen in den Mundwinkeln? »Du kommst mir irgendwie bekannt vor«, sage ich und finde das im nächsten Moment schrecklich peinlich. Es klingt wie ein dummer Anmachspruch. »Vielleicht über meine Schwester? Polly Silvain?«

»Der Name sagt mir auch nichts, sorry.«

»Hm. Ist ja auch egal.« Vermutlich sieht er bloß jemandem ähnlich oder er war mir in der Stadt aufgefallen. Er wäre mir bestimmt aufgefallen, denn er sieht ziemlich heiß aus. Schade, dass er nicht ein bisschen jünger ist.



Wir passieren das gelbe Ortseingangsschild und Killian biegt einige Male ab. An einer Ampel muss er halten. Er nimmt den Gang raus und räuspert sich.

»Das mit dem Krankenwagen – ist es wegen der Unterwäsche?«, fragt er dann.

»Wegen der...« Ich habe ihn falsch verstanden. Ich muss ihn falsch verstanden haben. »Wie bitte?«

»Willst du deshalb nicht ins Krankenhaus, obwohl du vermutlich eine Gehirnerschütterung hast?«

Ich werfe einen unauffälligen Blick auf die Türverriegelung. Ist der Typ irre?

»Ich frage bloß wegen meiner Oma«, sagt er, zuckt mit den Schultern und fährt wieder an, weil es grün wird.

Meine Flucht wird vereitelt, ehe ich nur einen Finger gerührt habe.

»Meine Oma redet meiner Mutter immer ein, dass sie stets ordentliche Unterwäsche tragen muss – BH passend zum Slip, du weißt schon –, denn es könnte ja passieren, dass sie einen Unfall hat und ins Krankenhaus muss. Und was soll dann der Doktor denken? Das ist ihr total wichtig, selbst heute noch, dabei ist meine Mutter schon vierzig.«

»Ah«, sage ich. Mehr fällt mir nicht ein, denn ich erkenne gerade die Musik. Das ist der Soundtrack zu »A Beautiful Mind«, in dem Russel Crowe diesen Mathematiker mit Wahnvorstellungen spielt. Er scheint wirklich verrückt zu sein.

»Aber daran scheint es nicht zu liegen, dass du nicht ins Krankenhaus willst?«

»Nein«, sage ich. »Daran liegt es nicht.«

Er setzt an, etwas zu sagen. Jetzt will er sicher gleich wis-

sen, was ich für Unterwäsche trage und ob der BH zum Slip passt. Aber um das zu erfahren, wird er mich noch einmal ausknocken müssen. Und leicht werde ich es ihm nicht machen!

Er bremst vor dem Ärztehaus und parkt im absoluten Halteverbot.

»Romy? Das mit der Unterwäsche war ein Spaß«, sagt er, bevor ich flüchten kann.

»Ein Spaß?«

»Ja. Ich wollte dich zum Lachen bringen.«

»Oh. Ähm. Haha?«

Er lässt den Kopf aufs Lenkrad sinken.

»Tut mir leid«, sagen wir gleichzeitig, und nun muss ich doch ein wenig grinsen.

»Es war nicht lustig, oder?«, fragt er mich zerknirscht und fährt sich durch die Haare.

»Nicht so ganz, nein.« Eher verstörend.

»Tja. Das musst du verzeihen. Ich habe gerade eben voll eins auf den Schädel bekommen. Das muss mir aufs Hirn geschlagen sein.«

»Vielleicht«, schlage ich vor, »solltest du mal ins Krankenhaus fahren?«

»Auf keinen Fall!« Er spielt entrüstet. »Ich trage ein Fußballtrikot, bin verschwitzt und habe Schlammgespritzer auf den Waden. Was soll der Doktor denken!«

Jetzt muss ich wirklich lachen. Er ist schon verrückt. Aber vermutlich auf die harmlose Art und dabei eigentlich ganz nett. »Oder deine Oma!«

»Das war auch Spaß«, gibt er zu. »Meine Oma schert sich nicht darum, was die Leute denken.«

»Gute Oma«, sage ich und öffne die Tür. Eigentlich ist es schade, dass ich schon aussteigen muss.

»Soll ich vielleicht auf deinen Mister Poo aufpassen, während du drin bist?«, fragt er. »Ich fahr dich danach natürlich nach Hause.«

»Er heißt Mister Boo!«, korrigiere ich. Mist. Ich habe nicht vor, wirklich zum Arzt zu gehen, will ihn aber in dem Glauben lassen, damit er sich keine Sorgen macht. »Ich kann ihn mit reinnehmen.«

»In die Praxis?«

»Ja«, lüge ich. »An der Rezeption arbeitet eine Bekannte, die nimmt ihn immer, wenn ich da bin. Sie bringt mich bestimmt auch heim, wenn ich fertig bin.«

»Meinst du?«

»Auf jeden Fall. Du kannst hier ohnehin nicht länger stehen bleiben, die schleppen dich sofort ab.«

»Okay. Ich möchte dir aber meine Telefonnummer geben, falls noch irgendetwas sein sollte.«

»Ich hab mein Handy nicht dabei. Muss es vergessen haben.« Mit voller Absicht, damit sich die Mailbox um die lästigen Kontrollanrufe meiner Mutter kümmern kann.

»Ich schreib sie dir auf«, sagt Killian und öffnet das Handschuhfach vor meinen Knien. Er zieht ein altes Parkticket und einen Kugelschreiber heraus und notiert mir seinen Namen und ein paar Zahlen.

Ich weiß zwar nicht, was noch sein sollte, aber als er mir den Zettel reicht, nehme ich ihn an. Ich könnte ihn tatsächlich anrufen. Ob ich mich das je traue? Killians Blick ruht auf mir, und ich frage mich, wo ich ihn schon mal gesehen haben könnte. Vielleicht bei einem Auftritt? Das muss lang

her sein. Aber solche Augen vergisst man nicht so schnell. Ich falte den Zettel zu einem kleinen, harten Päckchen zusammen und lasse es in meine Tasche fallen. Ein wenig leid tut es mir schon, ihn nicht nur abzuservieren, sondern auch anzulügen. Er war wirklich sehr freundlich und hat sich große Mühe gegeben, mich von den Kopfschmerzen abzulenken. Dass ich ein Problem damit habe, von meinen Eltern beim Arzt erwischt zu werden, kann er ja nicht ahnen.

»Gute Besserung und noch mal eine dicke Entschuldigung«, sagt Killian, während ich aussteige und Mister Boo aus dem Fußraum springen lasse. »Es wäre nett, wenn du dich wirklich melden würdest. Machst du das?«

Ich nicke, bedanke mich fürs Fahren und gehe in das Ärztehaus. Mein Kopf pocht immer noch, aber schwindelig ist mir nicht mehr. Dafür klopft mein Herz ziemlich schnell. Hinter der Eingangstür aus dicken Glasbausteinen bleibe ich stehen, lehne mich an die Wand und lasse Mister Boo sitzen. Er schaut mich vollkommen ratlos an, als wollte er von mir wissen, warum und worauf wir hier im Flur warten. So genau weiß ich das selbst nicht.

# KAPITEL 4

Als ich wenig später nach Hause gehe, sehe ich mich einige Male nach dem Sportwagen um, kann ihn aber nirgendwo entdecken. Gut so, es wäre auch zu gruselig, wenn er mir folgen würde. Dass er so vehement darauf bestand, mich zum Arzt zu fahren, ist für meinen Geschmack mehr als genug. Ich kann es nicht leiden, wenn Menschen meinen, sie wüssten besser als ich, was gut für mich ist. Der Job steht allein meinen Eltern zu – und die haben einen guten Grund, um überbesorgt zu sein, was nicht heißt, dass es mich weniger nervt.

Von meinem Unfall sollen sie nichts erfahren. Beide scheinen noch in der Kanzlei zu sein, ihre Autos stehen nicht in der Einfahrt. Umso besser. Ich deaktiviere die Alarmanlage und schließe die Haustür auf. Mister Boo eilt mir hoffnungsvoll voraus in die Küche und ich folge ihm. Er bekommt sein Abendfutter heute früher als sonst. Für mich plündere ich die Hausapotheke: Ibuprofen gegen die Kopfschmerzen, ein kühlendes Gel für die Beule und Mamas Arnika-Globuli, die sie uns schon gegeben

hatte, als wir kleine, wilde Wirbelwinde waren, die ständig kopfüber vom Hochstuhl, von der Rutsche oder aus dem Etagenbett fielen. Danach richte ich einen Teller mit belegten Broten, stelle einen Joghurt dazu und nehme alles mit in mein Zimmer. Polly und ich waren zusammen ins Atelier unterm Dach gezogen, als sie vierzehn wurde und ich zwölf. Die besondere Atmosphäre und der Blick durch die Fensterfront auf die Krone der duftenden Sternmagnolie im Garten waren mir verlockender erschienen als ein Zimmer für mich alleine im Stockwerk darunter. Nach ihrem Tod hatte ich mich allerdings entschieden, wieder in meinem alten Kinderzimmer im ersten Stock zu schlafen. Viel mehr als ein Schrank, ein Bett, ein Fernseher, das Hundekörbchen und mein Schreibtisch steht nicht darin. Selbst meine Bücher habe ich oben gelassen; ich hole mir bei Bedarf eines und bringe es nach dem Lesen zurück. Polly war zwar keine Leserin wie ich gewesen, aber die Bücher hatten trotzdem uns beiden gehört. Es fühlt sich falsch an, sie an mich zu nehmen.

Ich deponiere mein Abendbrot ganz oben auf dem Kleiderschrank – nur dort ist es vor meinem diebischen Beagle sicher – und gehe ins Bad. Unter der Dusche, die ich so heiß drehe, dass meine Haut in wenigen Minuten krebsrot ist, wird mir endlich wieder richtig warm. Ich schließe die Lider, lasse mir das Wasser über den Kopf rinnen und die Gedanken im Wasserdampf trudeln.

Er hat wirklich außergewöhnlich dunkelblaue Augen, dieser Killian.

Im nächsten Moment wird mir wieder schwindelig, und ich muss mich an die kühlen Kacheln lehnen, um nicht

umzukippen. Ich höre das Wasser kaum noch rauschen, dafür rauscht mir mein Blut in den Ohren. Dahinter höre ich wieder die Stimme meiner Schwester, die mir versichert, dass ich nicht allein bin, gar nicht allein sein kann, weil sie mich nämlich niemals allein lassen würde. So!

Ich muss schmunzeln. Dieses entschiedene So!, einem Basta! gleich, ist typisch für Polly. Wenn sie einen Entschluss verkündete und mit einem So! abschloss, brauchte sich niemand mehr die Mühe machen, darüber zu diskutieren. Früher oder später erkannten alle, dass Pollys geschickt und nie unbedacht platziertes So! bedeutete, dass es auch genau so! geschehen würde.

Diskutier doch nicht an allem herum, sagte sie, als ich zu Anfang tausend Fragen stellen musste. Wie konnte sie mit mir reden? Wo war sie nun? Und wo war sie, wenn sie nicht bei mir war? Was war sie?

Wurde ich verrückt?

Nein, erklärte Polly entschieden. *Aber vielleicht liegt das Problem bei mir. Ich könnte eine akute Ablebe-Anomalie haben. Oder zu stur zum Sterben sein. Zerbrich dir nicht den Kopf! Es ist, wie es ist, Romy. Ich bin hier, weil du mich brauchst. So!*

Ich wollte ihr glauben, denn ich vertraue ihr – immer –, aber natürlich googelte ich Geistererscheinungen und -stimmen. Zu Ergebnissen kam ich allerdings nicht, und am Ende, als ich mich wieder an ihre Anwesenheit gewöhnt hatte, war es mir auch nicht mehr wichtig. Ich war zu froh, zumindest einen Teil von ihr wiederbekommen zu haben. Vermutlich ist unsere Bindung einfach stärker als alles, selbst stärker als der Tod! *Wir waren schon immer mehr eine als zwei*, meinte Polly.



Jennifer Benkau

## **Soulsister**

ORIGINALAUSGABE

Paperback, Klappenbroschur, 384 Seiten, 13,5 x 21,5 cm  
ISBN: 978-3-570-17405-0

cbj

Erscheinungstermin: März 2017

Sag mir erst, wie alt du bist

Obwohl Polly ganz anders war als die stille Romy, gab es zwischen den beiden Schwestern immer eine ganz besondere Verbindung. Seit Polly verunglückt ist, hat Romy sich völlig zurückgezogen. Bis sie eines Tages auf einen Jungen trifft – im wahrsten Sinn des Wortes: Bei dem Versuch, ihren Hund einzufangen, prallt sie mit Killian zusammen. Er ist ein aufstrebender Fußballstar und schon volljährig. Was will er schon mit einer unscheinbaren 15-Jährigen? Romy macht auf Polly und gibt sich als älter aus. Tatsächlich funkt es zwischen den beiden. Doch als ein Foto von ihnen gepostet wird, erfährt er aus dem Netz, dass sie erst 15 ist. Nun steht nicht nur Killians Liebe zu ihr, sondern auch seine Karriere auf dem Spiel ...



[Der Titel im Katalog](#)